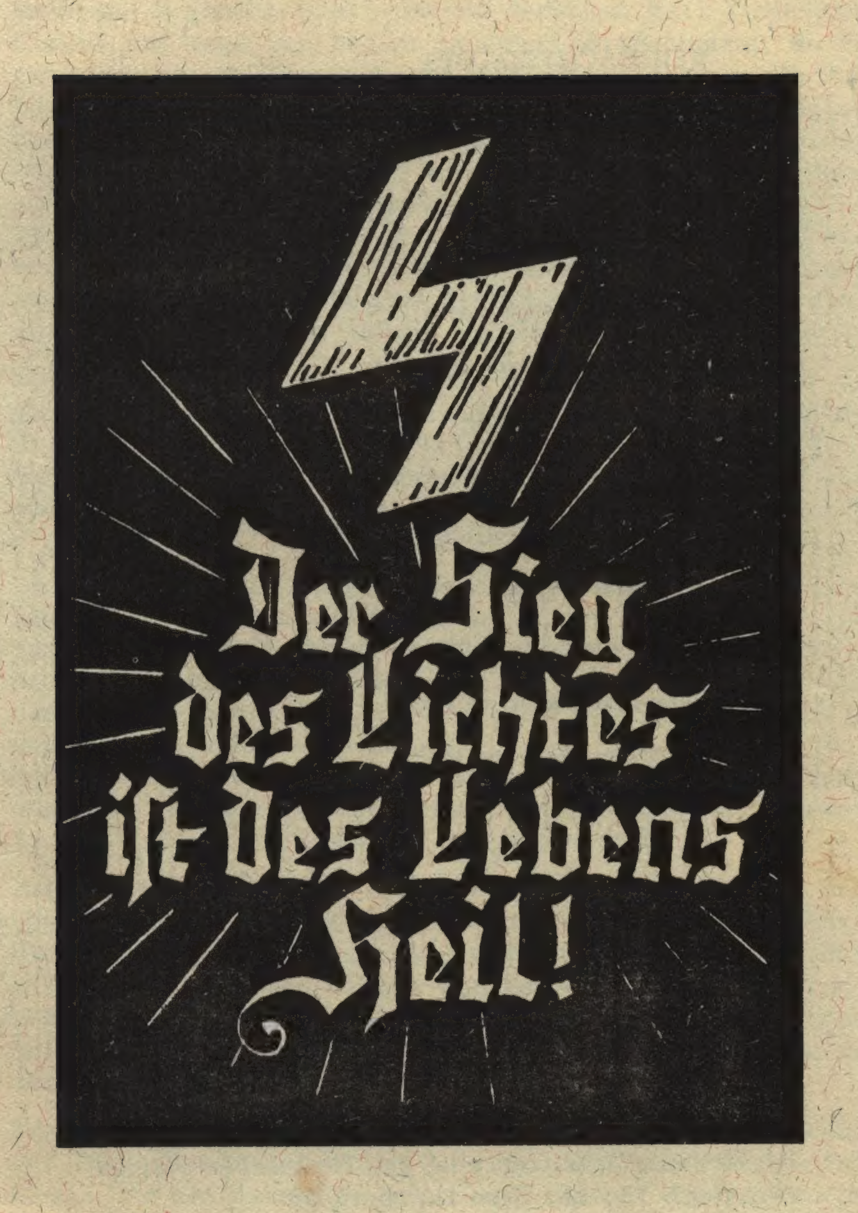

Der Sieg
des Lichtes
iſt des Lebens
Heil!

WEIHNACHTSZAUBER

Wenn von schneebeladnen Zweigen,

die sich sanft im Winde neigen,

Silber in die Weite weht,

wenn der Wipfel hohes Ragen

märchenschwer und reich an Sagen

nahe bei den Sternen steht,

wenn auf lichtgezeugten Schwingen

ein gar festlich schönes Klingen

auf die Erde niederfällt,

wenn dem Gang durch Wald und Schweigen

sich vieltausend Wunder neigen —

dann ist Weihnacht in der Welt.

Erich Limpach

Weihnachten

Heft 2 der Schriftenreihe des Nordischen Ringes
Postfach 530408, 2000 Hamburg 53
Hamburg, 1985

GEDANKEN ZUR WEIHNACHTSZEIT

Wenn zur Weihnachtszeit unsere Gedanken weit zurückgehen bis in die Tage vor Beginn unserer Zeitrechnung, so fragen wir uns: Welche Stimmung mag wohl die Menschen vor tausenden von Jahren hier und in den nordischen Regionen überkommen haben, wenn der Lauf der Sonne sich zum Horizont hin merklich senkte, wenn die Natur sich den Menschen noch einmal zum Abschied in bunter Pracht und Schönheit zeigte, bevor Nebel sie umhüllten, Kälte sie erstarren ließ, Eis und Schnee, gleichsam wie im Todesschlaf, sie überdeckte und die Tage immer kürzer, die dunklen Abende immer länger wurden?

Sie sehnten sich in den kurzen Wintertagen nach der segenspendenden Sonne, die sie so lange entbehren mußten. Wie groß war ihre Sehnsucht nach dem Auferstehen der Natur, wenn sie nach tiefem Schlaf, von harten Frühlingswinden geschüttelt, wieder erwachte, Fluren und Wälder wieder grünten, der Frühling seinen Einzug hielt.

In den Tagen aber, bevor die Sonne ihren tiefsten Stand des Jahres erreichte, die Natur zu schlafen schien, gedachten sie der Lieben, die ihnen vorangegangen, die nicht mehr unter ihnen weilten. Dieses Gedenken der Toten, diese Totenfeier, die den geweihten Nächten, in altdeutsch "ze wihen nahten" voranging, war das Julfest. Noch heute gedenken wir in diesen Tagen besonders innig unserer lieben Toten, schmücken ihre Gräber und verweilen in Gedanken bei ihnen.

'Wir wollen nun nicht den alten "Germanenglauben", unbekümmert um die geweiteten und vertieften Naturerkenntnisse wieder aufrichten, wir wollen deshalb auch nicht sklavisch die alten Sitten des Festes in ihrem Ursinn wiederbeleben, aber der ewige unabänderliche Gehalt der Feier wird uns bleiben, und er wird in der liebsten Sitte des Weihnachtsbaumes uns heute doppelt bewußt.

Der Baum war unseren Ahnen eines der heiligsten Sinnbilder des Lebens. Bei allen Feiern und Anlässen zogen sie hinaus zu den ältesten und ehrwürdigsten Bäumen, zu den heiligen Hainen. Nur an einem Feste, dem gemütstiefsten aller Jahresfeiern, verbot Eiseskälte und Wetterungunst

die Feier unter freiem Himmel, unter den feierlichen Bäumen. Nun, so mußte das Heim zum Haine werden. Man holte darum den immergrünen Tannenbaum ins Heim und schmückte den Raum mit Tannengrün.

Wenn die Tanne auch den Kleinsten unter den Kindern zu lebendiger, froher Frühlingsfreude und Sommerhoffnung werden sollte, dann mußte in der Nacht vor dem Feste, wenn sie alle schliefen, ein Wunder geschehen. Liebe Mutterhände zauberten dann an die Äste rotwangige Äpfel, Nüsse und allerlei Süßigkeiten. Sinnvoll ist dieser uralte Schmuck für dieses Fest des Jahreswechsels, der Wintersonnenwende, der Freude auf die Geburtsstunde des Frühlings ...' (Frau Dr.M.Ludendorff)

So wird denn unsere Weihenacht durch den geschmückten Lichterbaum geheiligt, strahlt doch sein warmes Licht tief in unsere Herzen hinein und bewegt die in unserer Seele ruhenden göttlichen Wesenszüge. Geheiligt wird unsere Feier auch durch das Wissen, daß der Mensch mit dem Jahresrhythmus in der Natur den unabänderlichen Naturgesetzen auf das engste verbunden ist. Und so ist denn gerade die besinnliche Weihnachtszeit auch so recht dazu angetan, das göttlich gerichtete Denken und Fühlen in uns immer neu zu wecken und zu vertiefen.

In Gedanken an unsere Vorfahren, die in hoffnungsfrohem Wissen über die nun wieder aufsteigende, wärmende Sonne alle Not und Entbehrungen des gestrengen Winters ertragen haben, entzünden wir die Kerzen an unserem Weihnachtsbaum zu froher Feier im Kreise unserer Lieben und derer, die heute nicht mehr unter uns weilen, aber in den Tagen der Weihe-Nächte uns besonders nahe sind.





Bald ist nun

Weihnachtszeit,

fröhliche Zeit!



Wenn es schneit







Er-den Win-ter wer-den.



Dazu nach Bel. als Vor- und Zwischenspiel:



(Str, Stabsp, kl Schlw)

2. Dicke, dacke, docke,
   da kommt 'ne große Flocke,
   setzt sich auf den Gartenzaun,
   will sich dort ein Häuslein baun;
   trägt eine spitze
   Zipfelmütze.
3. wie 1.

Worte, Weise und Satz: Hans Poser
aus: Hans Poser "Tina, Nele und Katrein"
Möseler Verlag, Wolfenbüttel und Zürich

FRAU HOLLE

Vorm Fenster Flockengewimmel,
im Ofen knisternder Brand.
Nun reitet auf schneeweißem Schimmel
Frau Holle durchs Land.

Sie reitet in wallendem Kleide,
ihr Auge blitzt hell und klar,
es funkelt ihr rauhes Geschmeide,
es flattert im Winde ihr Haar.

Daß keiner sein Glück versäume!
Ihr Schläfer im Garten, erwacht!
Frau Holle segnet die Bäume
zu neuer Blütenpracht.

Sie naht und ist verschwunden,
ist gleich dem Glück auf der Flucht.
Und wen sie schlafend gefunden,
der trägt nicht Blüte noch Frucht.

Julius Sturm

DER WICHT VOM HEIDEGRAB

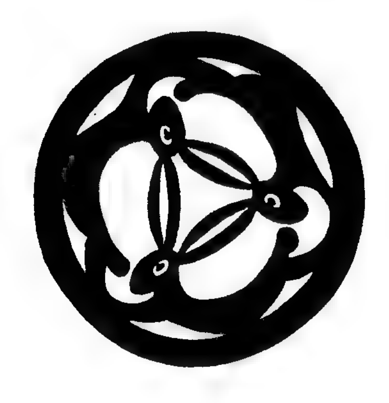
Es war einmal ein kleiner Wichtelmann, der wohnte ganz hinten in der Lüneburger Heide, da, wo sich die Hasen und die Füchse gute Nacht sagen. Sein Haus war das große, graue Steingrab, das zwischen zwei stachligen Machandelbüschen am Heidbrink lag, und das kleine gelbhäutige Fischer und Imker vor tausend Jahren für ihre Könige aufgebaut hatten. Da wohnte der kleine Brummerjahn schon viele Hunderte von Jahren ganz muttermauseseelenallein. Wenn es Sommer war, dann schleppte er tief aus der Erde seine Schätze und breitete sie auf den dunkelgrünen Moospolstern aus, die unter den hellgrünen Ranken der Krähenbeere wucherten, umrahmt von lauter grauen, rotköpfigen Flechten. Es sah putzig aus, wenn der Kleine auf seinen Entenfüßchen umherwatschelte und in seiner grauen Schleppkutte die Flußperlen, Silberstückchen, Goldmünzen, Bronzeringe und Bernsteinkugeln aus dem Steingrabe hervorholte. Und hatte er sie dann auf dem Moosrasen ausgebreitet und all das blanke und bunte Zeug flimmerte und glimmerte, glitzerte und blitzerte in der Sonne, dann juchte er vor Vergnügen, hopste hin und her, daß die Schleppe von seinem grauen Röckchen nur so flog, und warf sein rotes Zipfelmützchen hoch in die Luft, hoch über das Heidekraut. So stark war der kleine Mann. Er lebte sehr, sehr einsam, der kleine Wicht. Da war wohl ein Steinschmätzerpaar, das in dem Steingrabe nistete, aber diese Herrschaften waren ihm zu wibbelig und zu kribbelig, und er verkehrte nicht mit ihnen. Auch nicht mit den grünen Eidechsen, die durch das Heidekraut wischten; sie waren ihm nicht ernst genug. Auch die braunen Mäuse waren nicht seine Freunde. Das war Pöbel, der sich fortwährend zankte und laut quiekte. Aber der Rank, der alte, einsame Kolkrabe, der schon seit siebzig Jahren Witwer war, und die uralte Schnake, die verwitwete Kreuzotter, das waren Pucks Freunde. Die redeten nicht immer von Liebe, wie das andere Volk auf der Heide, die waren gesetzt und vernünftig. Denn von Liebe mochte der Wicht nichts hören. Als er jung war, vor zweitausend Jahren, da hatte er sich einmal verliebt. In ein kleines Wollgrasnixchen aus dem Bruch. Er hatte ihr fünfzig Jahre lang den Hof gemacht, hatte ihr Blumen und Waldfrüchte, Perlen und Edelsteine gebracht, hatte Lieder zu ihrem Lob gesungen und abends vor ihrem Häuschen Musik gemacht auf einem Heuschreckenbein. Aber als er sie freien wollte, da hatte sie ihn ausgelacht und ihm gesagt, er solle sich unter den Kriechenten vom Moor eine Braut suchen, die hätten gerade Patschpatschfüße wie er. Da war er traurig weggegangen zu der alten Eiche, aus deren Rindenriß schäumender Met floß. Da verkehrte eine liederliche Gesellschaft von durstigen Brummfliegen, Admiralen, Trauermänteln, Hornissen und Hirschkäfern. Vier Wochen hatte er da herumgesumpft, hatte jeden Morgen einen gräßlichen Kater gehabt und jeden Abend einen Rausch. Und als der Met nicht mehr floß und die lustigen Zechbrüder alle davonflogen, da wanderte er in die Unterwelt und trank Minne mit den Erdzwergen, den Leuten mit den toten Herzen, und blieb solange, bis sein Herz abgestorben war. Das war nun

schon schrecklich lange her. Aber der Wicht dachte in jedem Frühling wieder daran, wenn die Birkhähne balzten, wenn die Dullerchen lullten, wenn der Pieper sang und abends aus dem Dorfe da hinter der Heide Lachen und Singen und Juchzen zu ihm herüberklang. Dann zog er seine Runzelstirn in viele hundert Falten, schimpfte mit den Steinschmätzern, die sich verliebt um das uralte Grab jagten, brummte mürrisch wie eine alte Erdhummel und saß brummig wie ein Maulwurf unter der jungen Tanne, die vor dem Eingang zu seinem Steinhause wuchs. Vor einigen Jahren war es gewesen, da hatten da drüben hinter dem Moor in den struppigen Tannenschichten hundert rote Kreuzschnäbel gebrütet. Die hatten die langen goldbraunen Zapfen aufgeklaubt und den Samen gefressen und ihre Jungen damit gefüttert. Ein kleines Flügelsamenkorn war ihnen weggeflogen, der Südwind hatte es über das Moor gewirbelt und vor das Hünengrab geweht, da hatte es der Wicht in die Erde gesteckt, mit Tau begossen und gehegt und gepflegt. Darum war es eine so schöne, schlanke Tanne geworden. Und auch darum, weil der Schäfer nicht seine Schnucken hinhütete, denn er fürchtete das alte Heidengrab. Alle anderen Tannen in der Heide waren von den Schnucken verbissen und krumm und kruzelich geworden, diese aber wuchs rank und schlank in die Höhe, und unter ihr saß der Wicht und dachte an seine Jugend. Im Winter aber, wenn der Schnee hart und fest auf der Heide lag, dann wanderte der Wicht in das Dorf und lebte bei dem alten brummigen Jagdhüter. Da wohnte er unter dem alten, schwarzgeräucherten Steinherde, und wenn es Abend war und der alte Jagdhüter im Lehnstuhl saß und schmökte, dann fidelte Puck mit einem Heuschreckenbein auf einer Fidel aus einer Wieselrippe, und die Leute sagten dann, das täten die Heimchen. Nun hatte der Jagdhüter eine Tochter, die war das schönste Mädchen im Dorf. Ihre Backen waren so weiß und so rot wie die roten Glöckchen im Moor, und ihr Haar war so weich wie Wollgras und so goldig wie die Abendsonne im Föhrenwald. Und die hatte einen Liebsten, der war Knecht im Dorfe. Er war der hübscheste und strammste Bengel weit und breit und fleißiger und schüchterner als alle andern, aber er war gerade so arm wie seine Liebste. Und so gern er seine Liebste geheiratet hätte, es ging nicht, weil sie beide nichts hatten. Und weil der Vater des Mädchens das wußte, darum litt er es nicht, daß die beiden miteinander gingen. Aber an jedem Sonntagabend im Frühling und Sommer trafen sie sich bei dem Steingrabe und saßen da und küßten sich und jammerten über ihre Armut. Anfangs hatte Puck sich über sie geärgert, denn Küssen und Kosen sah der Wicht nicht gern. Aber da sie still und ernst waren, so mochte er sie schließlich gern leiden. Und dann hatte er auch Grund, beiden gut zu sein. Lieschen, die Tochter des alten Waldhüters, war ein gutes Mädchen. Sie hatte einmal morgens in der Herdasche die Spuren der Entenfüße von ihm entdeckt und hatte ihre alte Muhme gefragt, was das wäre. Und die war eine kluge Frau, die von heimlichen Dingen Bescheid wußte, und sie sagte ihr, das wäre wohl ein kleiner armer Wicht, der nicht Weib noch Kind hätte. Das tat dem guten Mädchen leid, und sie stellte von da ab jeden Abend auf einem Puppenteller für den Kleinen Speise und

in einem Fingerhut Milch oder Honigbier hin. Und wenn gebacken wurde, dann backte sie ihm extra einen kleinen Kuchen, und wenn geschlachtet wurde, dann band sie ihm eine kleine Wurst. Und jeden Morgen war alles aufgegessen. Johann, der Knecht, hatte bei dem Kleinen auch einen Stein im Brett. Denn vor zwei Jahren hatte sein Bauer ihm gesagt, er solle mit Bohrer und Pulver hingehen und das Hünengrab zerschießen, denn er brauche Steine für ein Stallfundament. Johann aber hatte gesagt, das täte er nicht, denn er wollte nicht den Platz zerstören, wo er so oft mit seinem Lieschen gesessen hätte. Da hatte der Bauer geschimpft und ihm gekündigt, und der Knecht war beim Amtmann in Dienst gegangen und hatte das erzählt, warum der Eichenbauer ihm gekündigt hatte. Da hatte der Amtmann an den Drosten geschrieben, und der hatte der Gemeinde bei hoher Strafe verboten, das Steingrab zu zerstören. Das hatte Puck gehört, als Lieschen ihrem Vater das erzählte, und er war dem hübschen Knecht sehr dankbar dafür, denn so versteinert war des Wichts altes Herz doch nicht. Nun war es wieder einmal Weihnachtszeit geworden. Die Bauern waren alle zur Stadt gewesen und hatten eingekauft zum Heiligen Abend. Im ganzen Dorf war alles voll Vorfreude, nur in des Waldhüters Haus sah es nicht festlich aus. Da ging das blonde Lieschen mit dickgeweinten Augen herum, und der alte Herr brummte und knurrte den ganzen Tag. Denn er wollte, daß Lieschen den Krämer heiratete, den alten, dem das hübsche Mädchen gefiel. Aber die wollte ihn nicht, und sie aß und trank nicht und sah ganz blaß und miesepetrig aus. Und abends, als der Alte vor das Holz ging, um für den Bauermeister einen Hasen zu schießen, da kam Johann. Er sah auch blaß und traurig aus, und manchmal kullerte ihm eine Träne über das Gesicht. Traurig saßen die beiden Liebesleute da, Hand in Hand, und weinten und seufzten. Lange sah der Wicht aus seiner Herdecke zu, aber schließlich taten sie ihm doch zu leid. Und er trat aus seinem Winkel heraus, stellte sich vor sie hin und fragte sie mit seiner dünnen Stimme, was ihnen fehlte. Da fuhren die beiden zusammen, denn sie sahen ihn nicht. Aber da nahm er seine rote Zipfelmütze ab, und sie erkannten ihn. Sie lachten nicht über seine Entenfüßchen, sie lachten nicht über seine Krötenhändchen und seinen Mausebart, und da fragte er sie nochmals nach ihrer Not. Und sie erzählten ihm von ihrer Liebe und von ihrer Not und sagten ihm, wie schrecklich es wäre, daß beide so blutarm wären wie die Kirchenmäuse, so arm, daß sie nie daran denken könnten, Mann und Frau zu werden, und sie weinten bitterlich. Da wurde es dem kleinen Wicht ganz wunderbar ums Herz, und er dachte daran, wie lieb Lieschen immer zu ihm gewesen war und was er Johann zu verdanken hatte, und plötzlich fielen ihm seine Schätze ein, und daß er damit den beiden Liebesleuten helfen könne. Und da lachte er seit tausend Jahren wieder zum erstenmal und winkte dem Knecht und sagte ihm, er solle eine Schute und einen Sack nehmen und ihm folgen. Und dann ging er mit ihm über die verschneite Heide bis zum Hünengrabe. Und dort lief er rund um die Tanne und trat mit seinen Patschfüßchen einen Kreis in den Schnee und sagte, so solle er die Tanne ausgraben. Und das tat Johann, und als er die Tanne mit vieler

Mühe herausgerissen hatte, da funkelte und glitzerte es im Mondlicht in dem Loche von Gold und Geld, Perlen und Edelsteinen. Und alles das gab ihm der Wicht und sagte ihm, die Tanne solle er mitnehmen, schön aufputzen und nach Weihnachten vor dem Hause des Waldhüters eingraben. Das wurde eine frohe Weihnacht am nächsten Abend. Mitten auf dem Flett stand die junge Tanne mit ihrem Wurzelboden und darunter lag der Schatz. Und nach Weihnachten ging Johann in die Stadt und verkaufte all das blanke Zeug, und von dem Erlös kaufte er Äcker und Wiesen und Holz und baute an Stelle der alten Kate ein großes Haus, und das bezog er im Sommer mit Lieschen. Und da er fleißig und sparsam war, zahlte er dem Wicht das ganze Darlehn in zehn Jahren zurück. Und jeden Winter wohnt der Kleine bei ihnen und bekommt das Beste aus Keller und Küche. Die Tanne aber ist groß und schlank geworden, und in ihr brütet im Sommer ein Amselpaar. Und wer die Geschichte nicht glaubt, der gehe nach dem Wichtelhofe. Da kann er die Tanne sehen und Lieschen, die jetzt aber die Wichtelbäuerin heißt. Und schon daran, daß die Leute vom Wichtelhof keine Enten halten, um ihren Herdgeist nicht an seine Patschfüße zu erinnern, sieht man, daß es mit dem Wichtelhofe ein heimliches Ding ist.

Hermann Löns





ES IST NACHT UND MEIN HERZ KOMMT ZU DIR...

Brief einer Frau zur Kriegsweihnacht 1943

Ja, „es ist Nacht und mein Herz kommt zu Dir..." Weißt Du auch, welche Nacht es ist? Es ist die kurze Stundenspanne, die uns von dem Heiligen Abend trennt, jene Nacht, in der wir als Kinder vor Seligkeit und Erwartung kaum schliefen, weil uns Mutter beim Zubettgehen noch einmal die Haare aus der Stirn gestrichen und dabei gesagt hatte: „Morgen, Kinder, wird's was geben, morgen werdet Ihr Euch freun..." Wie lange ist das her? Mir scheint manchmal, als seien Hunderte von Jahren seitdem vergangen: Zeiten, in denen Menschen lachen konnten und Kinder vor Seligkeit nicht schliefen.

In dieser Nacht, Liebster, liege ich wach und rede mit Deinem Bild, das ich an die schräge Mansardenwand meines Bauernzimmers gehängt habe, und denke viele, viele Gedanken. Nicht alle sind schön. Ich sage Dir das ganz ehrlich. Als vor drei Tagen Dein Brief kam, der mir die Bestätigung meiner Sorge gebracht hat und schwarz auf weiß festlegte, daß ich zum fünften Male in diesem Kriege allein mit den Kindern Weihnachten feiern muß, weil Dein U-Boot zu neuer Auslandsfahrt ausläuft, da habe ich lange geweint und mit dem Schicksal gehadert, das uns allen heute, die wir jung genug zum Genießen und alt genug zum bewußten Erleben sind, so unendlich viel Glück zerschlägt. Ich weiß, Du verstehst das nicht ganz, denn Du bist ein Mann und Deine Gedanken und Gefühle gehen ganz andere Wege. Ihr sprecht von „Not-Wendigkeit", und sicher habt Ihr recht. Aber Ihr müßt auch uns Frauen begreifen, denen der Krieg doppelt fern und feindlich erscheint. Ihr Männer könnt ihn viel eher bejahen als wir, denn der Kampf ist Euer tiefstes Gesetz, und im allerletzten Grunde Eures Herzens freut Ihr Euch, daß Ihr Euch beweisen könnt. Es liegt Euch allen im Blut. Ja, so ist es, — ich sehe das ja schon an unserem blonden Götz, wenn er über seinem Soldatenspielen mit den Bauernbuben alles vergißt: Essen, Trinken und „natürlich" seine lange wartende Mutter. So seid Ihr alle! Und unser Herz hat das längst begriffen; ich möchte nur, daß auch Du mich als Frau begreifst und nicht nur meinst, ich sei uneinsichtig. Du weißt, daß es nicht so ist; aber Du mußt verstehen, daß uns der Krieg, die wir als Gebärende Hüterinnen und Schützerinnen alles Bestehenden sind, die Grausamkeit des Todes, diese haßerfüllte Zerstörung, doppelt trifft, weil unser Herz das alles nicht fassen kann. Wir sind aus unserem Boden gerissen, wie Pflanzen, die blühten, weil sie w u r z e l t e n , wurzelten in der Luft der Behütung, des Aufbaues, der Fürsorge für die, die wir lieben...

Jetzt sind wir allein, bei fremden Menschen, in einem fremden Dorf und die Augen der Kinder scheinen uns manchmal voll von unbewußter Frage: „Wann sind wir wieder zu Hause?" In dieser Nacht, die Deinem Briefe folgte, stieg eine Verzweiflung in mir hoch, die mir den Entschluß gab, diesmal einfach das „Fest" ausfallen zu lassen. Schließlich dachte ich, ist eben der 24. Dezember ein Tag wie alle Tage...

Aber, weißt Du, in der Verzweiflung betreten wir, wenn wir ein richtiges, echtes, unverfälschtes Frauenherz haben, wohl alle unbewußt die goldene Brücke, die an das andere Ufer hinüberführt, an jenes Ufer, an dem Mut und das Gefühl einer feinen und letzten Pflicht zu Hause ist. Und weißt Du, welcher Gedanke mich sanft und sacht hinüberhob? Die Erinnerung an meine Urgroßmutter, deren schöne Tagebuchblätter ich mit unseren Familienpapieren hier herübergerettet habe. Das war damals für sie auch ein trauriger 24. Dezember 1870, als der Briefträger ihr, durch den Weihnachtsschnee stapfend, die Nachricht brachte, daß ihr Lieblingsbruder in den Kämpfen vor Paris gefallen sei. Damals hat sie sich einen Tag lang eingeschlossen, den Weihnachtsbaum mit dem Rauschgold und Wachsvögelchen halbfertig stehenlassen und ihren drei Kindern dann weinend erklärt, daß es diesmal kein Weihnachten gäbe. Und als sie dann im sinkenden Abend ihr Zimmer mit rotgeweinten Augen verlassen hat, fand sie ihre „drei" verschüchtert, verstört auf der Treppe sitzen, weil sie es einfach nicht fassen konnten, daß so etwas Furchtbares geschehen konnte: „Kein Weihnachten haben." Ein Kind sein — kein Weihnachten haben, das ist sehr arg. Da hat das Herz meiner Urgroßmutter einen schnellen Schlag getan und sie ist hinter der verschlossenen Tür des Weihnachtszimmers verschwunden, hat den Schmuck darangehängt und die Kerzen aufgesteckt, die Puppen und Bilderbücher daruntergelegt. Und eine Viertelstunde später ist sie dann die Treppe heruntergekommen, umknistert von dem grauen Taffetkleid mit den gelben Spitzen, und sie hat ihren schönen Schmuck getragen und ihre Augen haben gelächelt. Dann ist doch Weihnachten gewesen, die Kerzen haben geleuchtet, die Tanne geduftet und die alten, schönen Lieder sind durch das stille Haus geklungen, das eine schwere Nachricht durch seine Tür eingelassen hat. Die Kinder aber haben gejubelt.

In dieser „Heiligen Nacht" schrieb meine Urgroßmutter den Satz in ihr Tagebuch, der mir gerade noch zur rechten Zeit einfiel:

> „Ich weiß, Dein tapferes, fröhliches Soldatenherz wird mir nicht gezürnt, sondern recht gegeben haben, daß ich Trauer und Trauerkleid in dieser Stunde beiseite tat. Denn die Kinder haben ihren Anspruch auf Freude und Glück. Und noch dazu an diesem Tag! Wir Erwachsenen aber können glauben, was wir sollen und fühlen, wie wir meinen, es bleibt uns doch tiefste Gnade in dieser dunkelsten aller Nächte, das zurückkehrende Licht dankbar zu empfangen. Licht muß wieder werden, und eines Tages wird aus dem Haß der Völker doch von neuem der Friede wachsen, der aufbauen lehrt, bewahren, behüten und beschützen. Das ist mein tiefster Glaube, den ich heute bewiesen habe."

Diese Worte, Lieber, waren es, die mich zurückführten zu dem, was ich zu tun habe. Und Du kannst ruhig sein, Götz und Helga werden nicht ohne ihr Bäumchen und ohne Lichtchen, nicht ohne ein kleines Geschenk sein. Wenn wir auch fern von Dir und fern von unserem Daheim sind, so will ich den Kindern hundert Lichter für eines in meinem Herzen anzünden, damit die Freude nicht auslösche; damit werde ich Dir

näher sein als mit allen sehnsüchtigen und zehrenden Gedanken. Wie oft hast Du mir Walter Flex' schönes Wort vorgelesen: „Ihr sollt nicht mit trüben Augen in die hellen Weihnachtskerzen blicken!" Nein ... ich weiß nun, daß es unsere tiefste, frauliche, mütterliche Pflicht ist, die Lichter der Freude aus unseren Herzen heraus in das trostlose Dunkel der sorgenden Nächte anzuzünden. Für die Kinder — aber auch für Euch, die Ihr draußen kämpft. Denn Ihr sollt nicht in eine dunkle, schaurige Welt zurückkommen, wenn Ihr heimkehrt; in unseren wartenden Herzen wird und soll Euch das Licht brennen, über Trauer und Trümmern sollen Euch die Fackeln unserer Liebe leuchten. Es ist schon wahr — und heute ganz besonders:

Immer wieder, wie wir sinnen,
Birst die Welt in tausend Stücke,
Immer wieder, still von innen
Bauen wir die goldne Brücke ...

Gewiß, es tut diesmal weh, Feuer aus unserem Herzen zu schlagen, wie aus einem Stein. Aber es muß uns gelingen. Der Wind weht über weite Meere, und ich weiß nicht, wohin er meine lieben Gedanken zu Dir trägt, der Du weit, weit fort bist ... Aber meine Liebe würde Dich an allen Ecken der Welt erreichen. Denn:

Es ist Nacht, und mein Herz kommt zu Dir,
hält's nicht aus, hält's nicht aus mehr bei mir.
Legt sich auf die Brust wie ein Stein,
sinkt hin zu dem Deinen.
Dort erst kommt es zur Ruh,
liegt am Grund seines ewigen „Du".

Und so wie ich zünden heute Millionen Frauen ihr Herz in Freude und Liebe an, damit der Schein an die Fronten wandere und Euch die längste Nacht erhelle, die Ihr draußen für uns wacht und kämpft. Das Licht liegt in uns und es wird uns alle die Kraft eines jungen Frühlings zurückfinden lassen. — Das ist mein fester, unwandelbarer Glaube.

*

Wende deinen Blick nach innen
in der Weihnacht heil'ger Zeit
und du spürst in sel'gem Sinnen
einen Hauch der Ewigkeit.

Laß dir von versunknen Tagen,
die des Jahres Gang vertrieb,
einmal noch beglückend sagen,
was an Wesentlichem blieb.

Danke still den guten Stunden,
die dir Freude zugesandt
und gedenke ernst der Wunden,
die dein Mühen überwand.

Wende deinen Blick nach innen
in der Weihnacht heil'ger Zeit
und du spürst in sel'gem Sinnen
einen Hauch der Ewigkeit.

Erich Limpach



Einmal im Jahr, in der heiligen Nacht,
verlassen die toten Soldaten die Wacht,
die sie für Deutschlands Zukunft stehen.
Sie kommen nach Haus, nach Art und Ordnung zu sehn,
Schweigend treten sie ein in den festlichen Raum —
den Tritt der genagelten Stiefel, man hört ihn kaum —
sie stellen sich still zu Vater und Mutter und Kind,
aber sie spüren, daß sie erwartete Gäste sind:
Es brennt für sie eine rote Kerze am Tannenbaum,
es steht für sie ein Stuhl am gedeckten Tisch,
es glüht für sie im Glase dunkel der Wein.
Und in die Weihnachtslieder, gläubig und frisch,
stimmen sie fröhlichen Herzens mit ein.
Hinter dem Bild im Stahlhelm dort an der Wand
steckt ein Tannenzweig mit silbernem Stern.
Es duftet nach Tannen und Äpfeln und Mandelkern.
Und es ist alles wie einst — und der Tod ist so fern. —
Wenn dann die Kerzen am Lichtbaum zu Ende gebrannt,
legt der tote Soldat die erdverkrustete Hand
jedem der Kinder leise aufs junge Haupt:
„Wir starben für euch, weil wir an Deutschland geglaubt."
Einmal im Jahr, nach der heiligen Nacht,
beziehen die toten Soldaten wieder die ewige Wacht.

Deutscher Winter

Nun ruht der Acker Zeugens müder Schoß
und sättigt sich mit Schlaf in langer Nacht.
Einsam ist wieder jeder Baum und groß,
gleich einem, der sein irdisch Werk vollbracht,
und redet mit den Stürmen und den Sternen,
verzweigt in ihr kristallen-kühl Gefunkel,
und schenkt sich fort an alle wilden Fernen
und lauscht der Wurzeln mütterlichem Dunkel.

Ins zeitige Dämmern kurzer Tage ragen
die steilen Giebel, haltend treue Hut.
Herdflamme singt. Traumüberglühte Sagen
erzählt in ihrem Flackerschein dein Blut.
Nun kommen alle, die du je geliebt,
und wärmen sich bei dir die toten Hände,
und keine Schuld ist, die man nicht vergibt,
kein Wirrsal, das nun seinen Sinn nicht fände.

Den späten Morgen, der verschlafen graut,
durchblühen der Erwartung fromme Kerzen,
nach bitterer Frostnacht Kinderatem taut
mit warmem Hauch Eisblumen dir vom Herzen.
Ein weißes Märchen liegt die Welt verschneit.
Verlorenes Lächeln wie aus einem Traum
trägst du um deinen Mund. Irrnis und Leid
durchstrahlt in mystischem Gold der Lichterbaum.

EMIL MERKER

EINES WEIHNACHTSABENDS...

IM RUSSISCHEN WINTER DES JAHRES 1941

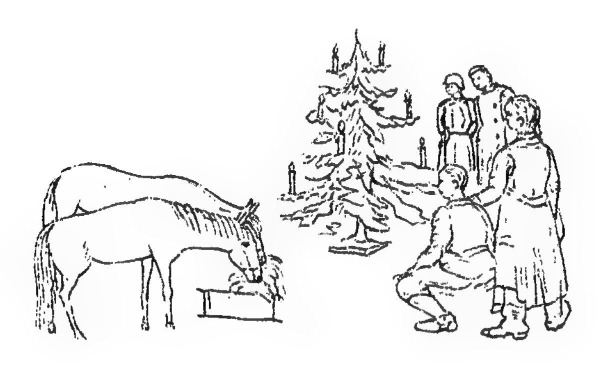
Ich erzähle hier die Geschichte eines Weihnachtsabends, von dem mancher, der sie hört, glauben wird, daß er nicht bitterer und armseliger hätte verlebt werden können. Eines Weihnachtsabends im russischen Winter des Jahres 1941 . . .

Die Soldaten waren, nicht lange vor Weihnachten, aus dem Kampf herausgezogen worden, um Ruhequartiere zu beziehen. Sie hatten sich diese Ruhe verdient; Übermenschliches lag hinter ihnen, das Maß war gerüttelt voll. Nun waren sie unterwegs, die von Anstrengungen und Entbehrungen ausgemergelten Gestalten schleppten sich mühsam die endlose Straße dahin; aber jetzt war das alles vorüber für einige Zeit — für Wochen, vielleicht für Monate, sie wußten es nicht —, aber es war auch so schon Glücks genug. Weihnachten war nicht mehr weit, und sie würden in Ruhe sein.

In drei Tagemärschen erreichen sie das Ruhequartier. Es war ein ärmliches Dorf mit kleinen Hütten. Aber ihnen schien es wie das Paradies. Sie hatten nun endlich Zeit für sich. In den Hütten war es warm, und über dem kleinen Dorf lag eine unverhoffte Stille. Sie suchten Holz zusammen, bereiteten sich viele Kessel heißen Wassers; im Dampf standen sie und badeten sich und schrubbten sich ab in einem wohligen Behagen, und wuschen ihre Wäsche und reinigten die von Schmutz und Blut getränkten Uniformen. Sie begannen sich auch die armseligen Panjebuden wohnlich einzurichten — kurz, sie bereiteten sich auf das nahe Fest vor, von dem sie allesamt wortlos träumten. Post würde kommen, die Weihnachtspäckchen von daheim; viel sollte es sein, so wurde herumerzählt, eine ganze Fahrzeugkolonne sei unterwegs, um sie zu holen.

Endlich machten sie sich auch auf, um aus einem weit entfernten Wald kleine Bäumchen zu holen. Es war ein mühsamer Weg durch den tiefen Schnee — aber ein Bäumchen gehörte freilich zum Fest, und die Soldaten staunten es heimlich an wie ein Wunder. Denn in den rauhen Männern war eine große, inbrünstige Sehnsucht nach der Innigkeit einer Stunde, in die sich aller Traum ihres Lebens retten konnte. Hatten auch Kälte und russischer

Wind und der stählerne Atem des Kampfes ihnen Körper und Seele gehärtet, diese Sehnsucht war doch in den Herzen geblieben. Jetzt blühte sie in den Hütten auf. Sie glänzte leise aus den Augen und war erkennbar aus mancherlei Verrichtungen — wie sie sich aus den Stanniolblättchen der Zigarettenschachteln Schmuck für die Bäumchen verfertigten und wie sie beratschlagten, wo sie die Bäumchen aufstellen wollten. Der eine oder der andere hatte auch schon in einem verfrühten Weihnachtspäckchen Kerzen bekommen. Sie bastelten sich aus Holz oder Blech Kerzenhalter zusammen, und sie träumten von Lichtern. Freilich mußten sie dieses Weihnachten fern von der Heimat verbringen, aber das ging nun nicht anders. Darüber durfte wohl keiner murren.



Mitten in diese Stunden hinein, in die Inbrunst ihrer Vorbereitungen, kam in der Nacht, die dem Weihnachtsabend voranging, der Befehl zum Aufbruch. Nach kurzer Zeit wußten es alle: Sie mußten auf dem schnellsten Wege in ihre Stellungen zurück, der Feind griff unvermutet in großer Stärke an und drohte durchzubrechen.

Die Nacht war wirr; sie folgten dem Befehl ohne Zögern, packten ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und das Gerät und machten die Fahrzeuge fahrtbereit . . .

Aber sie waren fassungslos. Im Innern glaubten sie dies alles nicht, es war doch unmöglich; dies konnte doch nicht sein.

Doch es blieb ihnen keine Zeit zu irgendwelchen Überlegungen; der Befehl war da. Er riß das Gebäude ihrer Träume zusammen und warf sie hinaus in kalte Nacht.

Noch vor Tag brachen sie auf. Die Kälte schüttelte sie; schneidender Wind, mit Eisnadeln gespickt, fiel sie an. Die Nacht war ein wilder, feindlicher, eiswindfauchender Dämon; gegen ihn waren sie machtlos.

Wie sie schon die Pferde antrieben, wie sie schon die Stiefel hoben zum Marsch, rannten einige plötzlich noch einmal in die Hütten zurück, die dunkel geworden waren, und durchspähten das Dunkel mit Streichholz und Taschenlampe und ergriffen endlich nach kurzem Zögern die kleinen Bäumchen, die da noch verlassen umherstanden, und liefen dann, die Bäumchen unterm Arm, den Fahrzeugen nach, die sich inzwischen in Bewegung gesetzt hatten.

Sie hatten dies ohne Gedanken getan, in einem stumpfen Zwang, als müßten sie wenigstens diese scheuen Sinnbilder aus dem zusammengebrochenen Traumgebäude retten.

Sie banden die kleinen Bäumchen zu oberst auf die beladenen Fahrzeuge, dort reckten sie sich nun frierend in den jagenden Wind, der im Nu den kärglichen Schmuck von ihnen gerissen hatte und sie mit Schnee und Eis behing, als wolle er sie mit seinem Atem mit in die Todesstarre stoßen und vernichten.

So brach denn der dunkle Morgen an; er sah die Soldaten mit geballten Fäusten und zusammengebissenen Zähnen gegen den von Osten herstürzenden Schneesturm ankämpfen, Schritt für Schritt auf dem unendlichen, von Windwehen vermauerten Weg. Die Stiefel stießen hastig durch den Schnee, es gab keine Ruhepause; sie mußten in Eilmärschen die Stellungen erreichen. Bald spürten sie keine Wärme mehr in den ausgemergelten Körpern, spürten nur den Frost in ihren Füßen und die klammen Hände, über die sie keine Macht mehr hatten.

Manchmal hoben sie die Augen und blinzelten zwischen den vom Wind zusammengefrorenen Lidern zu den Bäumchen auf den Fahrzeugen hinauf, und ein unsagbar bitteres Gefühl wollte sie übermannen. Sie starrten in ihren erfrorenen Traum — und konnten doch nichts tun, als die Füße zu heben und sich mit dem Leib unaufhörlich gegen den Schneesturm zu werfen und dem Befehl zu gehorchen.

Eiskalt und schneesturmdurchtost blieb dieser Tag; er kannte keine Gnade. Der ungeheure Raum der russischen Ebene war erfüllt vom wilden, tödlichen Atem des Dämons. Er wuchs ins Unendliche, der Weg schien kein Ende zu haben. Stumm und einsam, winzig in dem Ungeheuren, biß sich die Kolonne hindurch, vorwärts.

Manchmal ging eine flüchtige Erinnerung durch die Soldaten, daß heute Weihnachten sei. Aber sie stießen sie fort wie einen lästigen, verführerischen Traum, der sie vom Wege abbringen wollte. Das alles bestand ja nicht mehr, Erinnerungen und Sehnsucht; jetzt bestand nur die Härte einzig allein; nur diese Härte trug das Leben.

So bezwangen die Soldaten diesen Tag; die Blicke zu den Bäumchen waren immer seltener geworden, und zuletzt blieben sie ganz aus — sie hätten auf den Fahrzeugen auch nicht mehr gefunden, was sie suchten; nichts mehr war da als ein Gehäuf von Schnee, denn der Sturm hatte ihre Bäumchen zugeweht.

Es war schon wieder dunkel, als sie todmüde das Marschziel des Tages erreichten, einen einsamen Kolchos mitten im unendlichen Feld. Mit erstarrten Gliedern machten sie sich daran, die Pferde auszuspannen und führten sie in die kalten Ställe, durch deren Fugen der Wind jagte, und kratzten den treuen Tieren Schnee und Eis aus dem Fell und bedeckten sie sorgsam mit Woilachen; dann schleppten sie auch die Hafersäcke von den Wagen in die Ställe und schütteten den Tieren Futter hin.

Dies alles taten sie mechanisch, in abgrundtiefer Müdigkeit und Erschöpfung, ohne Gedanken.

Ebenso geschah es dann auch, daß sie die kleinen Bäumchen, die sie auf die Fahrzenge gebunden hatten, sahen und mit in den Stall hineinnahmen. Sie taten es fast gedankenlos. In ihnen war jetzt keine Sehnsucht nach Fest und Feier. Aber sie schüttelten doch Schnee und Eis aus den Nadeln, befreiten die klammen Hände von der eisigen Kruste, wie sie es eben bei den Pferden getan hatten —, so als wären auch dies treue Kameraden von ihnen, denen sie diesen Dienst schuldig seien.

Sie stellten die Bäumchen irgendwo zwischen den Pferden auf, und mancher kramte mit den zitternden Fingern eine Kerze hervor und zündete sie an. In ihre Decken gewickelt und doch wieder erschauernd unter der Kälte, hockten sie bei den Tieren und Bäumchen; sie rauchten eine Zigarette oder eine Pfeife Tabak und starrten müde vor sich hin. Hunger oder Durst hatten sie nicht. Nur Sehnsucht nach etwas Wärme.

So starrten sie in den winzigen, flackernden Schimmer der Kerzen, und manchmal quoll durch die Müdigkeit des schweren Tages doch ein Gedanke in ihnen herauf — es ist Weihnachten, zu Hause denken sie jetzt an uns.

Es war, als gäbe dieser Gedanke ihnen tief innen Wärme. Sie hüllten sich tiefer in ihre Decken und drängten sich aneinander, daß sie besser der Kälte Herr werden könnten.

Sie waren auf einmal froh, daß sie hier saßen und daß da Kerzen waren und Bäume und da hinter so vieles verborgen, was voller Innigkeit war.

Sie starrten weiter stumm in den Kerzenschein; manchem fielen dabei die Augen zu. Der nahm ein Bild mit hinein in den Schlaf: daß er nicht allein sei, und daß es ein Zuhause gäbe, wo man an ihn denke. Das war plötzlich wie ein ganz tiefes Glänzen, gegen das kein Frost ankonnte.

Niemals vielleicht hatten Menschen ein so inbrünstiges Leuchten in sich getragen wie diese Soldaten an diesem einsamen, bitteren Abend, in der kurzen Spanne des müden Starrens vor dem Schlaf, während die Kerzen in dem winddurchjagten Kolchos niederbrannten. Niemals vielleicht — denn nur aus dem Übermenschlichen ersteht diese tiefste Inbrunst.

Vielleicht aber wußten die Soldaten gar nicht, was sie an diesem Abend der Welt gewonnen hatten — in der längsten, bittersten und einsamsten Nacht ihres Lebens, in die sie durch alle Bitternis hindurch doch trotzig ihre kleinen Bäumchen gerettet hatten.

Sie hatten auf der Erde, der todesstarren, kalten, dunklen Erde jenes Licht entzündet, das allein die Kraft besitzt, das Leben ewig zu erneuern, auch in der dunkelsten Nacht.



Julfeuer flammen.

Wer schlug das Land in Eis und Nacht?
Der grausen Thursen wilde Macht.

Der talpigen Riesen schwere Hand
warf Eis und Tod auf Menschenland.

Thrym, Islands Fürst, fletscht das Gebiß.
Das Ende der Welt ist ihm gewiß.

„Die Götter liegen in Ohnmacht darnieder.
Selbst Donar, dem Hammer, erstarrten die Glieder."

Heiho! Heiho!
Und hussassa!
Her braust es durch die Wolken da,
das kühne, das wilde, das wütende Heer!
Und Wode jagt vor ihnen her
auf seinem Streithengst, silberweiß,
Um ihn der Asen gewapneter Kreis.

Heiho! Heiho!
Und hussassa!
Der Wode! Der Wode ist uns nah!
Der Wode, der Gode, der endet die Not
und bringt den Riesen Flucht oder Tod.
Heiho! Heiho!
Und hussassa!
Was talpten und dräuten die Riesen da!
Sie schleppten mit sich Nordlands Tod
und entschwanden im düstern Abendrot.
Der Wode, der Gode befreite die Welt,
und Donar, der Hammer, erschloß das Feld,
gab Frucht und Saft und Kraft und Leben,
daß Wiesen und Felder sich neu beleben,
daß froh die Menschheit sich erhebt
und der Sonne, der Sonne entgegenstrebt.

Klaus Bertling.



Kurt Arnold Findeisen

LOCKUNG DES WINTERS

Der nordische Mensch gehört nicht in den Sommer, sondern in den Winter, die letzte Heimat seines Wesens ist nicht sorgloser Müßiggang in lächelnder Sonne, sondern Ringen um die Geheimnisse einer strengen Natur, die im Gewaltzeichen eines längeren Winters steht. Das bedeutet freilich nicht tatenloses Sichverlieren in Überfluß und Übersättigung, das bedeutet ewiges Sichsehnen und Suchen und Ringen, das bedeutet Streit und Widerstreit im Bereich von Feuer, Wasser, Luft und Erde, das bedeutet Mut und Willen und verfeinerte Sinne, das bedeutet Verzicht, der zum Gewinn wird.

Darum geht uns die Stimme unserer Heimat, sobald sie sich mit Eis und Schnee umkleidet, so eindringlich zu Herzen. Darum übt ein glitzernder Schneehang, ein gefrorenes Wasser, ein vereister Wald solch eine magische Anziehungskraft auf uns aus. Darum stürzen wir uns jauchzend auf unsern nordischen Brettern in stiebende Kurven und steilen Abfall. Darum atmen wir inmitten einer verzauberten Bergwelt leichter und tiefer und lebensgieriger. Darum lieben wir im Winter, ohne uns dessen vielleicht klar bewußt zu werden, die Heldenwelt unserer Ahnen. Darum ist in steigendem Maße der Winter zum Tummelplatz unserer Freuden geworden. Und darum ist auch Weihnachten bei uns so schön: je dunkler die Finsternis, um so gastlicher das Licht, je rauher die Nacht und je wilder der Sturm, der in den Bäumen wühlt, um so inbrünstiger der Gesang, der aus der Seele steigt; je verschneiter die Welt, um so heller der Stern, der Stern am Giebel, der Stern in der nördlichen Winternacht, der Stern unserer Vergangenheit und unserer Zukunft.

Es lebe der Winter! Er hält einen Zauber für uns bereit, auf den unser Wesen im tiefsten eingestellt ist seit Ahnen- und Urahnentagen, einen Zauber, auf den es, einmal aufgeweckt, Antwort gibt auf ein Zeichen aus den Jugendjahren der Menschheit. Und wohin zeigt der wahre Kompaß in unserer Brust? Nach Norden!

*



SONNENWENDE

Wieder glühen Feuerbrände,
Funken steigen und verwehn,
Und wir reichen uns die Hände,
Daß wir fest und stärker stehn.

Denn die Himmel schweigen ferne,
Und die Nacht ist groß und weit,
Kalt und endlos stehn die Sterne
Über uns in Raum und Zeit.

Aber unsre Herzen schlagen,
Und die Flamme lodert heiß,
Daß der Glaube, den wir tragen,
Fester schmiede diesen Kreis.

Mag dann rings auch alles drohend,
Kalt und stumm und finster stehn,
Wird doch unsre Fahne lohend
Über uns zum Siege wehn!

Hans Brandt

VON'N WIHNACHSMANN



Min groote Deern, min lütte Deern,
de mögt so geern Geschichen hörn.
Un kümmt de Wihnachtied nu ran,
vertell ick se von'n Wihnachsmann.
Denn sitt se beid up minen Schot.
Denn kikt se beid mit Ogen grot.
Un in ehr Ogen deep dor ünn
stot alle min' Geschichen binn.

De Wihnachsmann, min söte Mus,
de het dor buten wid sin Hus.
Dor buten, wo de Dannen stot,
dor sitt he in sin lütte Kot
un kickt. Un fangt dat an to sneein,
denn fleit je. Un denn komt de Kreihn
mit wark un wark un ümmer mehr –
mit wark und wark em vör de Dör,
mit wark un wark: Segg an, segg an,
wat süllt wi denn, ol Wihnachsmann? –
Denn sett de Ol sin Pip bisit
un seggt: Dat ward nu Wihnachstid.
Denn stickt he an dree lange Lich
un mokt en fierlich Gesich
un schüwwt tohögt sin grote Brill.
Un all de swatten Kreihn sitt still.
Min leewe Kreihn – so seggt he denn –
ji mütt nu na de Stadt mol hen,
wo achter Wall un Steen vermuert
de leewen Kinner lang all luert.
Tellt se mi all! Vergeet mi keen!
Dor sünd so veel mang Mur un Steen.
Un nu man to, min leewe Kreihn,
ick mutt den groten Sack gau neihn.

Wark! Wark! – Nu wees man still, lütt Deern,
kanns nich de Kreihn all tellen hörn?

Hermann Claudius



Holzschnitt — M. Bauer-Klimbacher

* * * * *

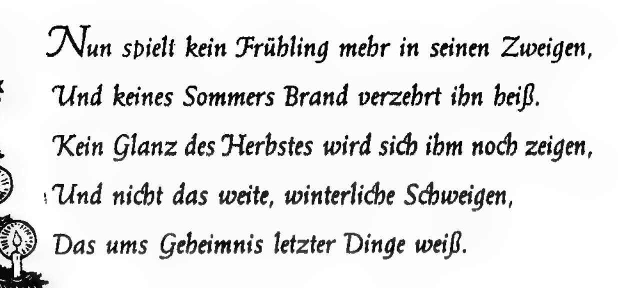
IST EIN WUNDER GESCHEHN?

Ist ein Wunder geschehn?
In der frostkalten Winternacht
hat auf einmal ein Kindlein gelacht.
Sind gleich alle Sterne aufgewacht
und der gute Mond,
der weit hinter den Wolken wohnt,
Sie haben sich alle aufgemacht,
in der wundersamen Heiligen Nacht,
zu sehen, wo das Kindlein lacht.
Drunten im tief verschneiten Wald
knirschte der Schnee, es war klirrend kalt.
Doch alle Vögelein wachten auf,
die Rehe kamen in hohem Lauf,
von den Tannen stäubte der Schnee,
die Wellen läuteten heller im See,
die Quellen sangen unter dem Eis,
die alten Wurzeln flüsterten leis:
Horch — mitten in frostkalter Winternacht
hat irgendwo ein Kindlein gelacht.

Und die Sterne, den Mond am Himmelszelt
und die ganze weite verschneite Welt,
und Mensch und Getier hat in Heiliger Nacht
des Kindleins Lachen zum Leuchten gebracht.
Ist ein Wunder geschehn?

Ursel Peter

DER WEIHNACHTSBAUM



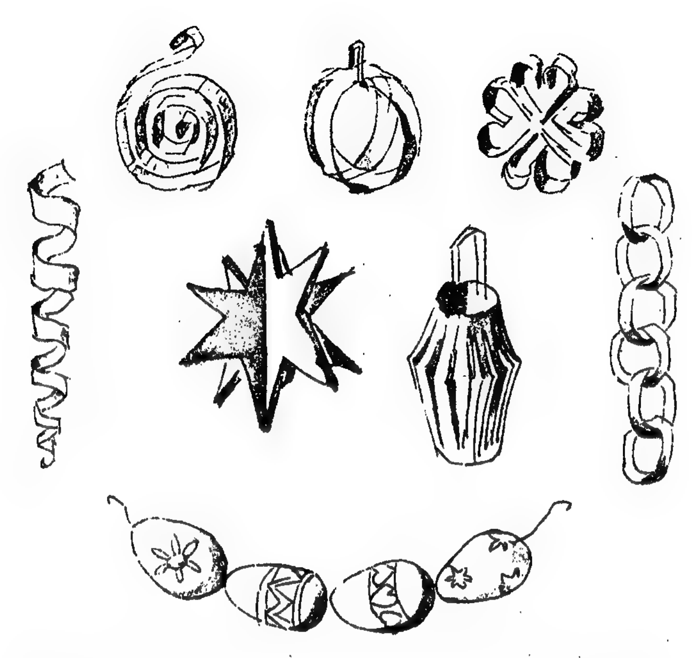
Nun spielt kein Frühling mehr in seinen Zweigen,
Und keines Sommers Brand verzehrt ihn heiß.
Kein Glanz des Herbstes wird sich ihm noch zeigen,
Und nicht das weite, winterliche Schweigen,
Das ums Geheimnis letzter Dinge weiß.

Nun warf er Alltag hinter sich und Schmerzen,
Vom Glück umspielt und Zeit und Raum entrückt.
Froh blüht er auf im Widerschein der Herzen
Und innig leuchten seine bunten Kerzen,
Mit denen er sich stolz und froh geschmückt.

Die Kleinen staunen nun mit roten Wangen,
Und ihre Seelen sind mit Glanz erfüllt.
In hellen Kinderaugen steht sein Prangen,
Und auch der Großen tiefes Glücksverlangen
Ist nun von seinem Zauber eingehüllt.

Von Wald und Jahr beginnt er zu erzählen
Und von dem Sein, das sich dem Licht verschwor.
Wir lassen seiner Nadeln Duft verschwelen.
Er senkt die Wurzeln tief in unsre Seelen
Und blüht ins weihnachtliche Glück empor.

Fritz Fink



WUNSCH UND GESCHENKE

Es ist lange her, daß Vater die Geschichte erzählte. Damals purzelten wir um die Weihnachtstage noch neben- und durcheinander über den blank gescheuerten Fußboden, und unsere Herzen waren noch verspielt an die wundersamen Dinge, wie Blechtrompete, Kaufladen und Puppenstube nun einmal sind. Der neue Tag begann schon in dem verheißenden Traum der Nacht, und wenn in der ersten Morgendämmerung die bloßen Füße über die Diele huschten, vorsichtig, um Mutter nicht zu wecken, liefen sie nur in seine Fortsetzung hinein.

Um solche Zeit pflegte Vater die Drei für eine Stunde wohl behutsam von aller Herrlichkeit zu lösen und versammelte sie um seine Knie.

Und dann fing die Geschichte an:

„Es war einmal ein kleiner Junge, den hatte sein Spielkamerad verlacht, weil er sich zu Weihnachten solche dummen Dinge wünsche, einen Baukasten, Malstifte, ein Pferdegespann — da sei ein Silbertaler z. B. doch eine ganz andere Sache, man könne sich etwas Ordentliches dafür kaufen, alles, was man wolle, einen ganzen Laden vielleicht.

Und so geschah es, daß der kleine Junge diesmal auf seinen Wunschzettel nur die beiden Worte „Einen Silbertaler" schrieb, ihn zusammenfaltete und vor das Fenster legte.

Am Heiligen Abend nun, als das Weihnachtsglöckchen verklungen war, führte die Mutter ein Kind nach dem andern an sein Tischchen, wo all die kleinen Herrlichkeiten bunt und geheimnisvoll aufgebaut waren. Über das letzte jedoch war nur ein weißes Tuch gebreitet, und auf einem Teller lag funkelnagelneu und blitzend ein Silbertaler.

Bald begann in der Weihnachtsstube ein frohes Leben, aus einer Ecke trompetete der Fritz, das Brüderlein rutschte mit der Wackelente umher, und die Schwester rührte auf dem neuen Herd etwas Unaussprechliches. Nur der Hans stand noch immer vor seinem Teller und drehte den Silbertaler stumm zwischen den Fingern. Auf einmal schlich er sich leise zur Tür hinaus und verschwand auf den kleinen Balkon vor der Küche, unter dem der Bach friedlich wie immer plätscherte. Als die Mutter ihm nach einer Weile nachging, fand sie ihn an das Geländer gelehnt, bitterlich weinend. Und als sie ihn fragen wollte, hob er seine Hand und warf etwas hinunter in das rauschende Wasser, etwas Blinkendes, Funkelnagelneues. Da zog sie den kleinen Jungen behutsam mit sich zurück in die Weihnachtsstube und führte ihn noch einmal an dasselbe Tischchen wie vordem, und siehe da, da war der Teller plötzlich verschwunden und statt dessen lagen ebensolche geheimnisvoll verschnürten Päckchen, Zweige und rotbackige Äpfel darauf, wie sie bei den Geschwistern gewesen waren.

Die Mutter fuhr dem Hans aber über den Haarschopf und hatte ein fröhliches Gesicht."

Unser Herz klopfte ganz schnell und laut zu dieser Geschichte, auch dann noch, als Vater schon aufgehört hatte zu erzählen und eigentlich alles wieder gut war.

Wir hatten zum erstenmal ernsthaft verstanden, was es um das Schenken und Empfangen sei, damals, lange bevor wir in die Welt hinauszogen, die sich zu Weihnacht so oft ein Geldstück wünscht, und aus der uns selten noch eine Mutter zurückholen kann zum tröstlich bereiteten Tisch.

Jedermann hat wohl auf irgendeine Weise in seinem Leben die bittere Begegnung mit solch einem Silbertaler auch erfahren, wieviel glänzendes, lebloses Gut wandert immer noch von einer Hand in die andere, soll Geschenk sein und wird Reue.

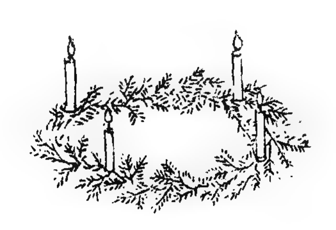
Wir zünden an den Lichterkranz

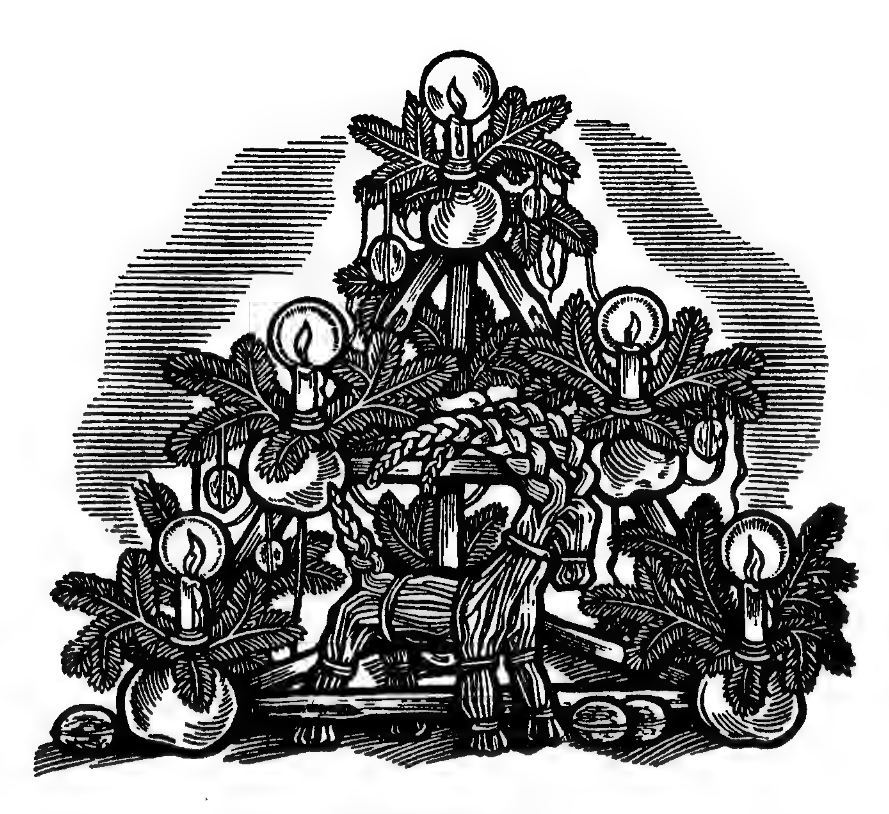
Worte, Weise und Satz: Herbert Napiersky

Wir zün - den an den Lichterkranz. Das Jahr will neu be - gin - nen. So wol - len wir im Ker - zen - glanz, so wol - len wir im Ker - zen - glanz uns die - ser Zeit be - sin - nen.

Das alte Jahr welkt uns dahin. Wir wollen es beschließen und dann mit einem starken Sinn das neue Jahr begrüßen.

Im Herzen tragen wir die Zeit, mag auch das Jahr verrinnen. Denn alle tiefe Ewigkeit ist Enden und Beginnen.





WEIHNACHT

Nun laßt es stille werden in den Herzen.
Die Erde ruht von ihrem Alltag aus.
Der bunte Kranz der weihnachtlichen Kerzen
erfüllt mit seinem Glanz das fernste Haus.

Die lauten Stunden scheinen stillzustehen,
wir spüren ihren schnellen Herzschlag kaum.
Und alte, langvertraute Lieder wehen
auf hellen Schwingen klingend durch den Raum.

Die Nacht will Flügel über alles breiten,
da wandert unsre Sehnsucht endlos weit.
Und Kindheitsträume werden wach und gleiten
durch stumme, winterliche Einsamkeit ...

Millionen unsichtbare Hände tragen
der Freude wunderbaren Feuerschein,
Und überall, wo deutsche Herzen schlagen,
will fromme Einkehr in den Menschen sein ...

HELMUT O. WEGENER

Tal und Hügel ſind verſchneit

Worte und Weiſe: Herbert Napierski

Tal und Hügel ſind verſchneit und die Nächte ſchweigen,
da wir uns zu die – ſer Zeit, da wir uns zu die – ſer Zeit
vor der Stil – le nei – gen, vor der Stil – le nei – gen.

Grünt ein Tännlein irgendwo tief im Wald verborgen. Das macht unsre Herzen froh wie ein lichter Morgen.

Auf den Zweigen werden bald helle Lichter glänzen und die Nacht und dunklen Wald feierlich bekränzen.



DAS HOHELIED DER MUTTERNACHT

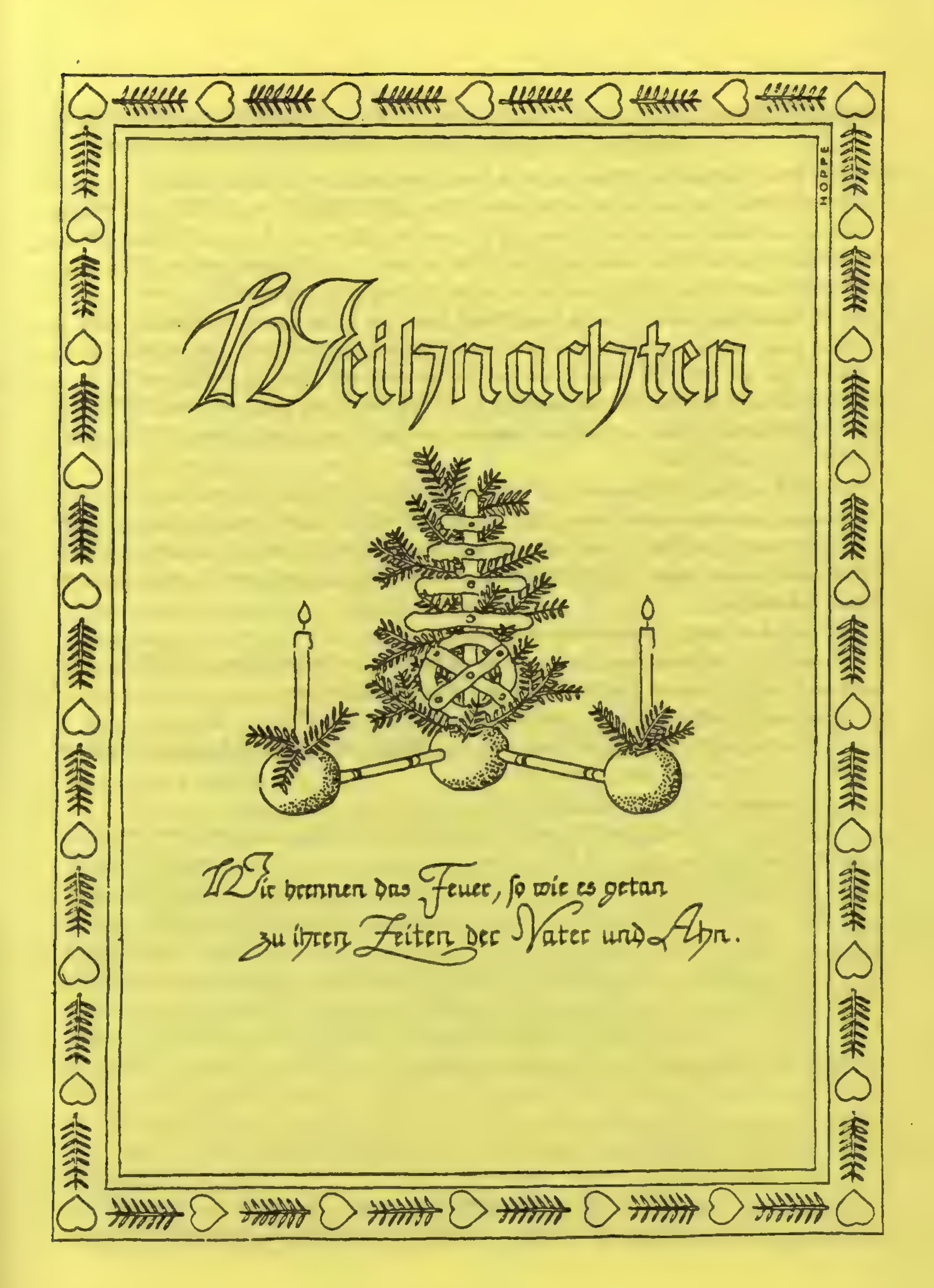
In dieser Weihenacht, da aus dem Schoß des alten Jahres
Das neue Jahr mit Brache, Saat und Ernte quillt,
Erschauen wir in dunkler Winternacht ein klares,
Jahrtausendaltes hold vertrautes Bild:

Es faltet eine Mutter schlicht im Schoß die Hände,
In jenem Schoß, der schmerzensreich ein Kind gebar,
Und in der tiefsten Dunkelheit der Winterwende
Fällt ihr ein Stern vom hohen Himmel in das Haar.

Aus Volkes Tiefen klingt dazu ein altes Wiegenlied.
Es greift das Kind frohlockend nach dem goldnen Sterne.
Die Mutter aber lächelt leis beglückt und sieht –
Wie Mütter manchmal tun – in eine weite, weite Ferne

Sie sieht zurück und Ahnen kommen hergegangen,
Sie sieht voraus – auf ihrem Schoß das Kindlein lacht.
Das ist das Bild, das Maler malten, Dichter sangen:
Das Hohelied der heil'gen deutschen Mutternacht.

Thilo Scheller


HOPPE
Weihnachten
Wir brennen das Feuer, so wie es getan
zu ihren Zeiten der Vater und Ahn.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, und sie wohnten in einer Hütte im Walde. Es war Winter und dunkle Nacht und kein Licht in der Hütte. Als sie so saßen, hörten sie schwere Schritte ums Haus, und es wurde an den Laden geklopft. „Wer ist draußen?“ fragte der Mann. Eine rauhe Stimme antwortete: „Das Licht starb in der Welt. Die Sonne ist tot.“

Da fürchteten sich die Leute sehr. Dann aber sprach der Mann: „Vielleicht starb sie nicht ganz, und wir werden sie wiedersehen.“ Dann nahm der Mann das Mädchen an die Hand und die Frau den Jungen, und sie machten sich auf, das Licht zu suchen.

Als sie aber aus der Hütte traten, war dunkle Nacht, es ging ein eisiger Wind und von den Bergen wehte der Schnee. Und sie wanderten lange auf gebahnten Wegen und über ungebahntes Feld.

Endlich fanden sie einen Stall. Da lagen die Schafe und schliefen wie tot. Nach einer Weile kamen sie zu einem Bach, aber das Wasser war gefroren, und die Fische standen erstarrt unter dem Eis. Und als sie abermals eine Zeitlang gewandert waren, sahen sie Bienenstöcke am Wege. Sie hielten die Ohren daran, doch vernahmen sie weder Summen noch Schwirren.

„Sie sind erfroren“, jammerten die Kinder.

Danach kamen sie in einen großen Wald, dort gingen sie lange umher und wußten weder aus noch ein. Die Kinder fürchteten sich und begannen zu weinen.

„Seid stille“, sagte der Vater, „wir werden das Licht finden.“

Wie er noch sprach, trat ein Hirsch aus dem Walde, der gesellte sich zu den Menschen und fragte: „Was sucht ihr im Walde?“

„Wir suchen die Sonne“, sagte die Frau.

„So will ich mit euch gehen“, sprach der Hirsch und ging mit den Menschen. Über ein Weilchen kam ein Reh, das fragte auch: „Was sucht ihr im Walde, es ist Winter und dunkle Nacht?“ Und die Menschen sagten wieder: „Wir suchen die Sonne.“ Da sprach das Reh: „So will ich euch suchen helfen“ und ging mit den Menschen. Es dauerte nicht lange, so hüpfte ein Hase herzu, der tat die nämliche Frage. Ein Kreuzschnabel flog aus den Fichten, und als er hörte, daß es zur Sonne ging, flatterte er mit von Baum zu Baum. Schließlich stellte sich ein gewaltiger Bär in den Weg, vor dem fürchteten sich die Kinder noch mehr. Der Bär aber sprach „Habt keine Angst, auch ich will euch helfen.“ Und es kamen der Dachs und der Luchs, die Maus und der Igel, Spechte, Finken und Meisen und alle Tiere des Waldes. Sie weinten um den Tod der Sonne und wanderten mit den Menschen, sie zu suchen. Aber keiner wußte den Weg. Als sie so im Walde umherirrten, kam der Fuchs, den fragten sie um Rat. Der Fuchs wußte Bescheid. „Folgt mir“, sprach er, „ich will euch führen.“ Er trabte voran, und alle folgten dem Fuchs. Nach einiger Zeit standen sie vor einem hohen Berg. Da sprach der Fuchs: „Wir sind da.“ Aber der Berg trug einen Panzer von Eis und Schnee, und es war kein Eingang zu sehen. Da kratzte

der Bär mit den Pfoten, bis er das Tor unter dem Eise gefunden hatte. Das Tor jedoch war verschlossen, und soviel sie auch riefen, niemand öffnete ihnen.

Da lief der Hase in den Wald, und bald kam er zurück und brachte eine Haselrute getragen. Mit der Haselrute schlug der Mann gegen das Tor, und beim dritten Schlag sprang es auf.

Da standen sie auf einmal in einem großen Saal, der funkelte und glänzte wie Demant und Smaragd, und mitten im Saal saß eine Frau, die war schön wie der Tag. Sie hatte Haare von Silber, und auf dem Schoß hielt sie ein kleines Kind, das lachte freundlich wie die Sonne.

„Was wollt ihr?" fragte die Frau.

Die Tiere verneigten sich, und der Mann gab zur Antwort: „Das Licht ist gestorben, auf der Welt ist es finster und kalt, wir müssen alle erfrieren. Darum sind wir gegangen, die Sonne zu suchen, und nun sind wir hier."

„So seid ihr recht", sprach die Frau. „Ich bin die Frau Holle, und dies Kindlein will ich zu euch schicken in der dunkelsten Nacht, damit es euch vom goldenen Licht erzählt, bis die Sonne wiederkehrt und das Glück des Sommers zurückbringt. Da traten der Mann und die Frau zu dem Kind und wünschten ihm Gesundheit und ein langes Leben. Der Junge wünschte dem Kindlein Stärke, und das Mädchen ein holdes Gesicht. Und nacheinander traten die Tiere heran, und jedes sprach seinen Wunsch. Das Kindlein aber lachte sie alle an und sein Gesicht strahlte wie der schönste Sonnenschein. Und die Frau Holle hob das Kind in die Höhe, küßte es und sprach zu den Gästen: „Wartet eine kleine Zeit, dann seht ihr die Sonne wieder über den Berg aufsteigen, alle Wasser sollen fließen, die Kindlein müssen springen, und das Korn wird reifen. Ihr selber aber sollt singen und fröhlich sein.

Als sie das sprach, klang der Berg, und die Halle strahlte noch heller als tausend Kerzen. Frau Holle schenkte dem Knaben ein Körbchen voll reifer Äpfel, die hatten leuchtendrote Backen und dufteten köstlich. Dann schnitt sie ein Büschel ihrer silbernen Haare ab und legte sie in die Hände des Mädchens. Der Frau schenkte sie ein Bild der Sonne, die saß auf einem goldenen Baum, und auch den Tieren gab sie, was sie sich wünschten. Dem Manne aber schenkte sie einen brennenden Span. „Er wird nicht verlöschen", sprach sie zu ihm. Und sie fuhr fort. „Nehmet dies alles und bringt es den Menschen zum Zeichen, daß ihr im Haus der Frau Holle wart, und sagt ihnen: „Habet Mut und hoffet! Stets kehrt dem Dunkel in der Welt das Licht zurück."

Und als sie das gesagt hatte, da erlosch der Glanz in der Halle, und der Mann und die Frau, die beiden Kinder und alle Tiere standen wieder im nächtlichen Wald.

Aber die Kinder hüpften und sangen, der Mann und die Frau hatten alle Müdigkeit vergessen. Der Wind war vergangen, es fiel kein Schnee, und durch die Wipfel der Bäume schienen die Sterne.

Da sagte der Hirsch: „Ich muß es meinen Brüdern und Schwestern erzählen", und er trabte in den Wald. Auch das Reh sprach: „Ich will zu Vater und Mutter gehen und

ihnen sagen, was ich gehört habe." Der Hase hüpfte zu seinen Gevattern, der Bär trottete nach seiner Höhle, und der Kreuzschnabel flog in sein Nest, wo er die Jungen hatte. Und alle erzählten, daß sie im Berg der Frau Holle gewesen waren. Dort haben wir ein Kindlein gesehen, das leuchtete so hell wie die Sonne und war so strahlend jung wie das Leben, das in der Winternacht verborgen liegt!"

Der Mann und die Frau samt ihren Kindern fanden den Weg zu den Menschen. Erst kamen sie an den Bienenstöcken vorbei. Als sie die Ohren daran legten, hörten sie in den Körben freudiges Summen und Schwirren. Im Bach schwammen die Fischlein fröhlich unter dem Eise, und das Licht der Sterne leuchtete daraus her. Im Stalle die Schafe hatten sich alle erhoben und standen und blökten voll Zuversicht. Als der Mann und die Frau mit den Kindern das Dorf erreichten, wo ihre Hütte stand, kamen von allen Seiten die Bauern gelaufen. — Voll Freude hörten sie die Botschaft der Frau Holle. Dann zeigte die Frau das Bild der Sonne und die Leute labten ihre Herzen an dem goldenen Glanz. Der Knabe verteilte die rotbäckigen Äpfel; aber so viel er verteilte, das Körbchen wurde nicht leer. Das Mädchen schenkte den Kindern ganze Hände voll Hollesilber; aber so viel sie verschenkte, ihre Hände blieben gefüllt. An dem brennenden Span entzündeten die Bauern das Feuer und trugen es in ihre Hütten. Da wurde das Dorf hell von den vielen Kerzen, und die Kerzen leuchteten weit in die Nacht.

Der Mann und die Frau aber gingen in ihr Haus und machten es hell. Sie saßen um die Lichter und sprachen zu ihren Kindern: „Wir wollen stark und fröhlich sein. Das Licht ist nicht gestorben. Zur rechten Zeit wird es mit der Sonne wiederkehren über den Berg."



Rauhnächte und Perchten

Geräuchert wurde vor allem in den Rauhnächten, den sogenannten Zwölften, zwölf Nächten, die zwischen dem 24. Dezember und dem 6. Januar lagen. In Österreich und Bayern begannen die Rauhnächte sogar schon am 21. Dezember, dem Thomastag, und endeten in der Silvesternacht. Je nach Landschaft gab es da Verschiebungen. Überall aber galten die Weihnachts-, die Silvester- und die Dreikönigsnacht als die drei stärksten Rauhnächte.
Es sind die längsten Nächte des Jahres, und früher, als es noch keine so festgebauten Häuser wie heute, noch keinen elektrischen Strom und keine Ölheizung gab, bedeuteten diese meist auch noch stürmischen Winternächte Angst und Unruhe für die Menschen.
Den germanischen Mythen nach fährt in den Zwölften die Wilde Jagd durch die Lüfte, ein gespenstisches Heer von Toten, dem der Wilde Jäger, ursprünglich Wotan, vorausreitet. Dieses dämonische Heer versuchte man freundlich zu stimmen, indem man ihm ein Mahl im Haus zubereitete.
In nordischen Ländern schliefen die Familienmitglieder während dieser Zeit auf Stroh, dem sogenannten Julstroh. Ihre Betten ließen sie den unsichtbaren Besuchern. Mancherorts wurden für die vier Elemente Speiseopfer in die Luft geschüttet. »Elementenfüttern« hieß dieser Brauch und hing damit zusammen, daß man die Toten auch in Quellen, Flüssen, Bäumen, Luft und Erde vermutete.
Viel Aberglauben und viele Erzählungen verknüpfen sich mit der Wilden Jagd. Wer sie durch die Lüfte heranbrausen hörte, mußte sich zu Boden werfen und die Augen schließen. Niemand sollte nach Anbruch der Dunkelheit mehr aus dem Haus.
Noch im 19. Jahrhundert berichtet eine Legende von einem Fährmann, der in einer der Rauhnächte den »Hol-über-Ruf« vernimmt, losfährt, aber im dichten Nebel niemanden sieht, als er ans andere Ufer kommt. Da hört er ein furchtbares Gedröhn und Pferdetrappeln, die Fähre füllt sich mit Unsichtbaren, so daß sie fast sinkt. Der Fährmann setzt über. Das Fahrgeld wird abgegeben. Erst am nächsten Tag sieht der schlotternde Fährmann, dessen Haare über Nacht weiß geworden waren, nach dem Geld. Da findet er auf dem Brückenkopf nichts als ein eingebranntes Hufeisen.

Die Rauhnächte galten seit jeher auch als Los- und Orakelnächte. Besondere Bedeutung wurde den Träumen zugemessen. Wer von reifen Zwetschgen oder Pflaumen in diesen Nächten träumte, dem – meinte man – müsse ein Verwandter oder Freund im nächsten Jahr sterben.
Das Wetter in den Zwölf Nächten sollte das Wetter für das ganze kommende Jahr anzeigen:

> Scheint die Sonne am zehnten Tag, kommen gefährliche Gewitter. Scheint die Sonne am elften Tag, gibt es große Nebel und daraus entstehen pestartige Krankheiten,

heißt es da in einer Familienchronik von 1772.
Schon 1722 hatte sich der Dresdner Pfarrer Hilscher mit wenig Erfolg gegen diese abergläubische Wetterausdeutung, die damals weitverbreitet war, gewandt. Allerlei Brauchtum hatte sich während dieser Nächte eingebürgert. Im Allgäu streute man Brotsamen in den Garten, damit das Kraut wachsen sollte. Im Egerland legte man Essensreste unter die Bäume, damit sie fruchtbar wurden. Ein Büschel Heu vor der Tür sollte für üppiges Viehfutter im nächsten Sommer sorgen. Glück und Segen für Haus, Stall und Felder ließ sich in den Rauhnächten erflehen.
Wer sich aber falsch verhielt, den konnten sie Kopf und Kragen kosten.
Haus und Hof hatten sauber zu sein, alle Arbeit aufgeräumt, wenn eine der Hauptgestalten dieser Rauhnächte ins Haus kam, Freya, die Gattin Wotans, oder Frau Perchta, auch Berta oder Frau Holle genannt. Weihnachten oder Dreikönig galten als besondere Perchtentage. Von der »Giperchtennacht« hören wir um das Jahr 1000 aus einem Mondseer Glossar. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts legte man sogar in dem Benediktinerkloster Scheyern bei Pfaffenhofen eine Pflugschar im Zimmer unter den Tisch, richtete einen »Frau Perthatisch« und verstopfte die Fenster mit Heu.
Wer in den Rauhnächten nicht Ruhe hielt, wurde bestraft. Wer flickt oder spinnt, dem dreht Frau Holle den Hals um, hieß es. Mädchen, die abends in Tirol noch ausgehen, packt Frau Berchta und verschleppt sie. Wer seine Küche nicht in Ordnung hat, wird an den Haaren gerissen. Kinder legte man sogar auf den Boden und stellte die Wiege darüber, damit ihnen Perchta bei ihren Umzügen nicht schade.
Wer Frau Holle aber Gutes tut, der hat viel Lohn zu erwarten. Ein Bauer, der ihr einmal in den Zwölften begegnete und ihr den Wa-

gen für die Weiterfahrt richtete – so erzählt eine Legende –, dem haben sich alle Holzspäne, die er für sie gehobelt hatte, zu Dukaten verwandelt.
Frau Berchta verlangt, daß zu Weihnachten Klöße gegessen werden. Wer nicht tüchtig zugreift, den bestraft sie. Ihr selbst buk man ein Bertabrot, Berchtnkuacha heißt es in Bayern – ihre altgewohnte Opfermahlzeit. Auch in der Gegend von Scheibbs in Niederösterreich wurde für die Percht und ihre sieben Jungen der Tisch gedeckt und erst am nächsten Tag von dem für sie Hergerichteten genossen. In den Rauhnächten selbst aber durfte nicht gebacken werden. Dafür sollte man Erbsen, Linsen und Bohnen kochen, um für das nächste Jahr Glück heraufzubeschwören.
In Virgen in Osttirol sprangen die Burschen mit riesigen Sätzen über die Brunnentröge, Perchtensprünge nannte man das. Je weiter einer sprang, desto weniger Unheil fügte ihm Perchta zu.
Innerhalb der Zwölf Nächte sammeln sich vielerorts die jungen Männer zum Perchtenlauf. Dabei binden sie sich Masken vor und hüllen sich in Fetzen. Es gibt die »schönen« Perchten wie die Flinserln in Aussee, deren Leinenkostüme mit Hirschen, Vögeln, Sonnen, Monden und Sternen benäht sind und die von Engeln begleitet werden, und die sogenannten »schiachen« (häßlichen) Perchten. Diese tragen Larven mit Tierköpfen und Teufelsmasken, zottige Kleider und Pelzwerk, Bockshörner, große Schellen und Trommeln.
Ihre Umzüge nahmen oft derartige Auswüchse an, daß sie verboten wurden. Schon aus dem 6., 7. und 13. Jahrhundert kennen wir Predigten, die derartige Umzüge mit Tierfellen und Masken verurteilen. 1730 wettert Erzbischof Firmian dagegen. Es kam sogar zu Mord und Totschlag während des Umzugs, wie 1848 in Zell am See. Wer im Perchtenkostüm erschlagen wurde, erhielt kein »ehrliches Begräbnis«.
Schiachperchten, so hieß es, stehen mit dem Bösen im Bund, Schönperchten dagegen galten als Glücksbringer und Fruchtbarkeitsspender. Meist traten beide zusammen auf.
Ihre Umzüge sind oft mit anderem Brauchtum gekoppelt, mit dem des Nikolaustages oder mit dem Anklöckeln. Bekannt sind auch die Brotperchten, die Krapfenperchten, die Tricheln und die Rauhnachtler. Besonders interessant sind die Kappenperchten, die ein bis drei Meter hohes Rahmenwerk, das mit Stoff überzogen und mit Ketten behängt ist, auf dem Kopf tragen. Immer treten die

Perchten mit großem Lärm auf, und schon aus ihrem Namen wird klar, daß diese Umzüge sich mit Heischebräuchen paarten. Am Bodensee sangen sie:

Holla! Holla, klopf i an!
Was mer gischt, dös nimm i an.

Im Bayerischen Wald klopfen die Perchten in der letzten Rauhnacht vor Heiligendreikönig noch heute an die Tür und singen:

Heunt ist die Rauhnacht.
Wer hat's denn aufbracht?
A stoaoiter Mo,
Der hat eahms to,
Ist über d'Stieg'n 'naufkrochen,
Hat sich Boil ab'brochen.

Ganz ähnlich singen die Perchten in Kirchseeon im Landkreis Ebersberg, wo sie an den ersten drei Samstagen und Sonntagen im Dezember und am Dreikönigstag ab 16 Uhr mit grotesken Masken umherlaufen. Auch im Elsaß und in Schwaben und in Österreich fanden noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwischen dem 21. Dezember und dem 6. Januar derartige Lärmumzüge mit vermummten Burschen, die Perchtenmarken trugen, statt.

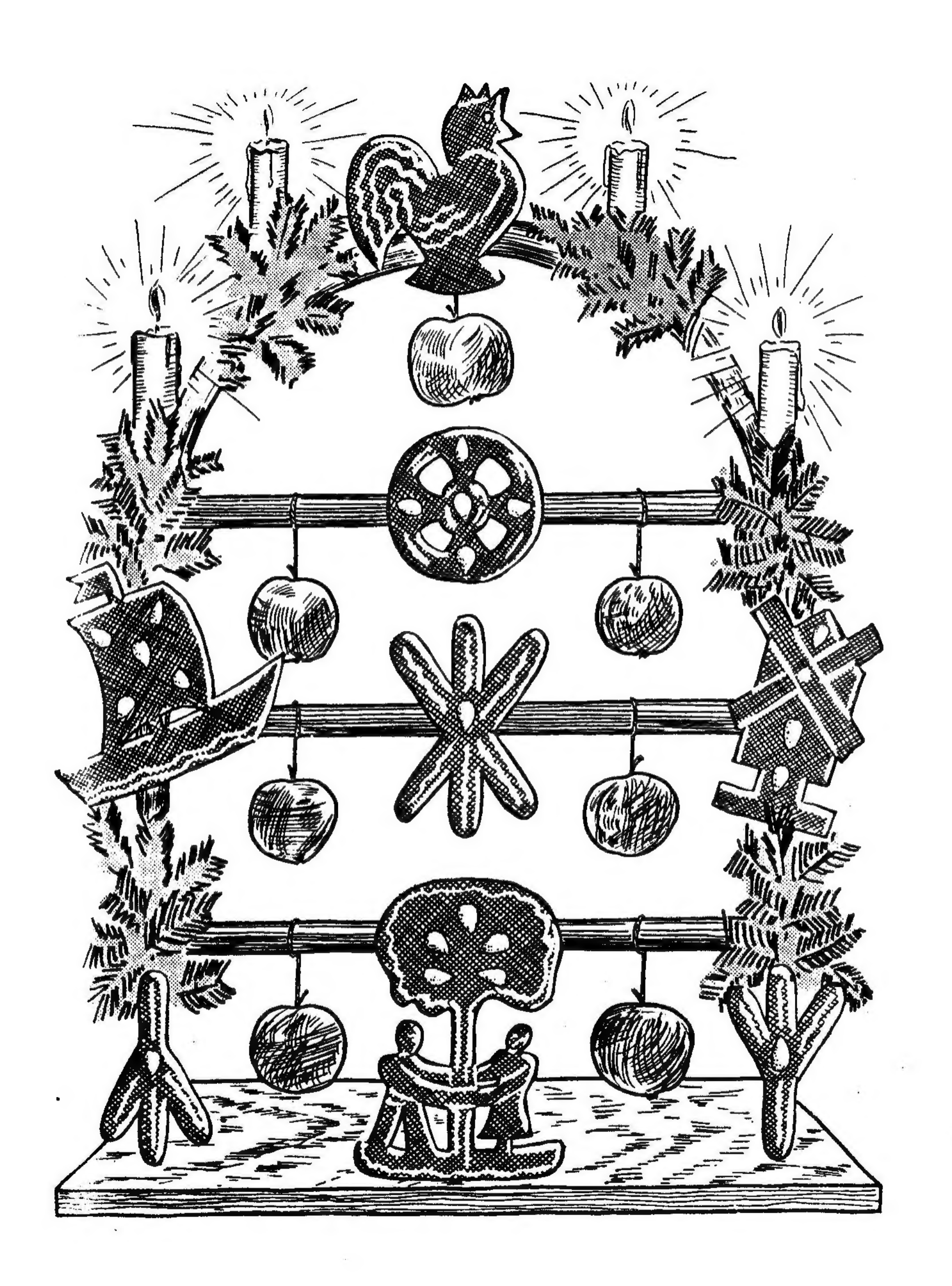
Frau Holdes Früchte.

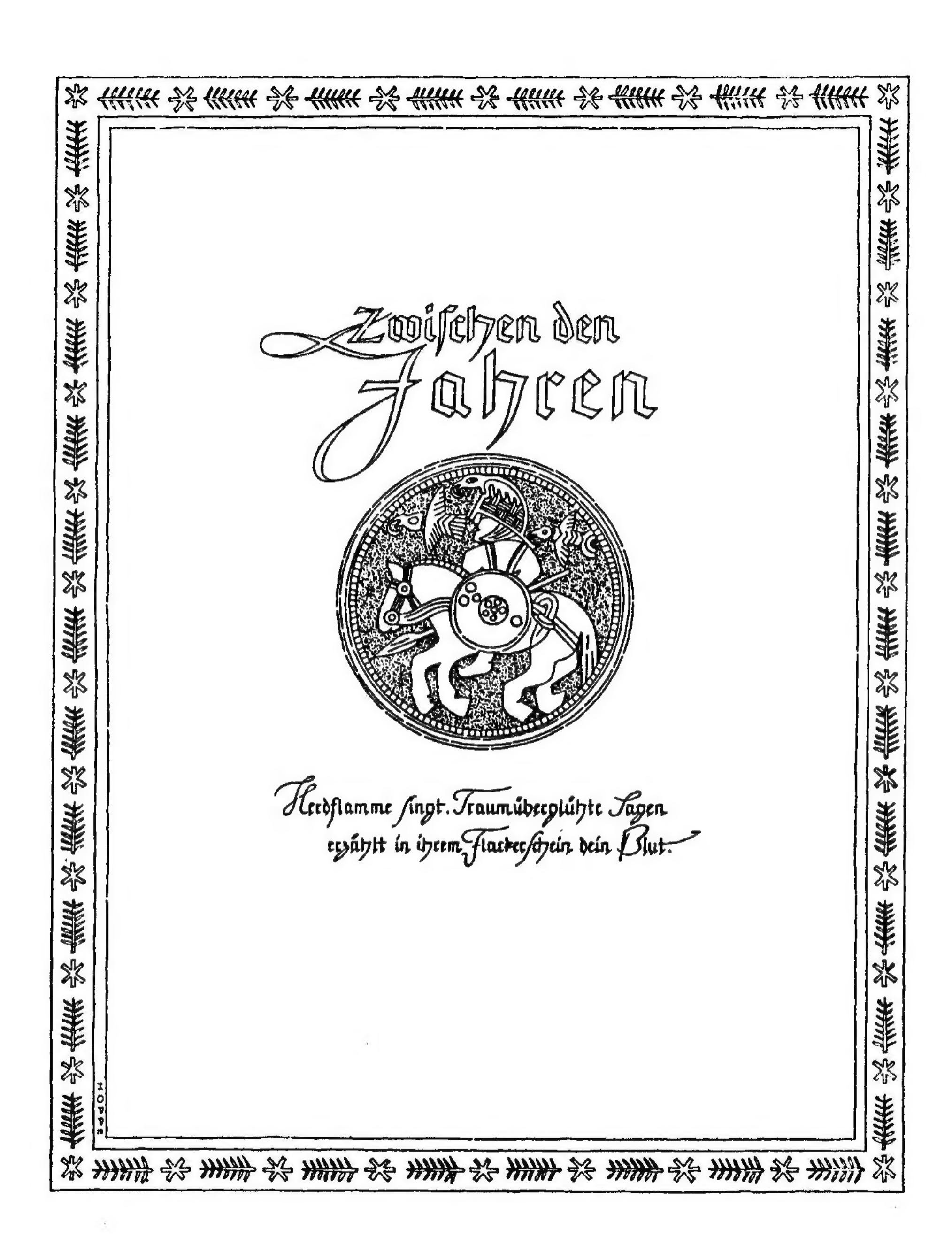
In den heiligen Nächten, zur Weihnachtszeit,
wenn Frau Holde die Erde besucht,
blühen hell in den Gärten die Bäume auf
und tragen ihr goldene Frucht.

Mit zärtlicher Hand bricht Frau Holde sie ab
und schenkt sie dem Weihnachtsmann,
daß er mit all dem kostbaren Hort
seine Bäume schmücken kann.

Schwer trägt er im Sacke von nah und fern
die Äpfel und Nüsse zuhauf.
Wie strahlen im Weihnachtslichterglanz
am Tannenbaum golden sie auf!

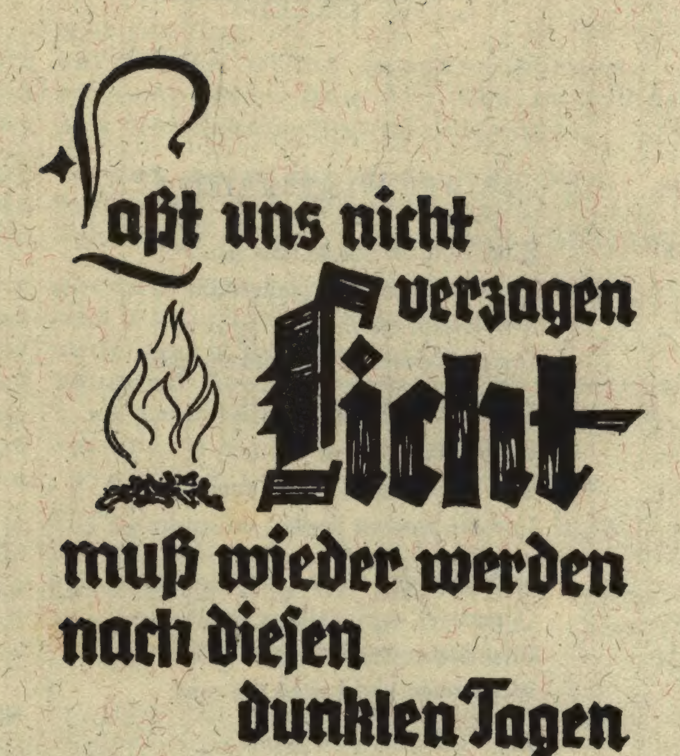
Albert Sergel.




Zwischen den Jahren
Herdflamme singt. Traumüberglühte Sagen
erzählt in ihrem Flackerschein dein Blut.



EINST WIRD ES WIEDER HELLE . . .


Laßt uns nicht
verzagen
Licht
muß wieder werden
nach diesen
dunklen Tagen